

# Mut zur Torfhütte

Erdhäuser, Betonpaläste, Bankencrash und Krisenbewältigung: Eine Frankfurter Ausstellung beleuchtet die Geschichte der isländischen Architektur

VON TIMO SCHMELTZLE

**In der Baukunst spiegelt sich der jeweilige Zustand einer Gesellschaft. Diesen Zusammenhang untersucht nun das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt am Beispiel Islands. Die Schau erzählt von einer kargen Natur, den Segnungen des Betonbaus, von der Bankenkrise des Jahres 2008 und den kreativen Versuchen, diese zu meistern.**

Backsteine? Fehlanzeige! Große Holzmengen? Fehlanzeige! Wie baut man in einem Land, das wegen seiner Insellage, seines rauen Klimas und seiner vulkanischen Geologie kaum über traditionelle Materialien verfügt? Vor dieser Frage standen auch die ersten Wikinger-Siedler, die um 870 vorwiegend aus Norwegen nach Island kamen. Sie griffen auf ihre Erfahrungen zurück und errichteten Behausungen aus viel Erde, wenig Holz und unbehauechten Steinen. Außerdem entwickelte sich schrittweise eine ganz eigene, den lokalen Gegebenheiten angepasste Methode: das Bauen mit Torf, Islands Beitrag zur Weltarchitektur.

Das Problem all dieser Häuser war die Vergänglichkeit der verbauten Stoffe. Je nach Standort mussten die Unterkünfte nach 25 bis 50 Jahren neu aufgebaut werden.

Erst im Laufe der Zeit kamen in Island langlebigere Materialien zum Einsatz. Da gibt es etwa vereinzelt Steinhäuser, vor allem aber Gebäude aus Holz, das meist übers Meer hergeschafft wurde. So breitete sich die Holzrahmenbauweise im 19. Jahrhundert vor allem in Reykjavík und den größeren Küstenorten aus. Ab den 1870er Jahren tauchten dann aus vorfabrizierten Teilen errichtete Fertigholz Häuser auf. Die Dächer und Außenwände wurden häufig durch Verkleidungen mit Stahlwellblech geschützt. Damals entstand auch eine typische Formensprache,



**Vor dem Bankenkollaps von 2008 erlebte Island einen beispiellosen Aufschwung. Ein Symbol für diesen Boom ist das gigantische Konzerthaus und Konferenzzentrum Harpa (dt. Harfe) in Reykjavík.**

FOTO: GUDMUNDUR INGÓLFSSON

die in Island bis heute durch einen deutschen Ausdruck bezeichnet wird: Experten sprechen vom „Schweizer Stil“, für den romantische Giebel, schmückende Holz-Elemente und hübsche Sprossenfenster charakteristisch sind.

Und dann ereignete sich um 1900 eine Architektur-Revolution: die Einführung des Betonbaus. Endlich gab es ein relativ kostengünstiges Verfahren, das die Errichtung äußerst stabiler, feuer- wie witterungsbeständiger Gebäude erlaubte. Das war ein gewaltiger Fortschritt, der eine großflächige Modernisierung des Landes nach sich zog. In dieser Phase, Anfang des 20. Jahrhunderts, spielte ein Baumeister eine große Rolle: Gudjón Samúelsson (1887 bis 1950), der erste Staatsarchitekt Islands. Er entwarf zum Beispiel das Hauptgebäude der Universität in Reykjavík oder das dortige Nationaltheater. Sein berühmtes-

Werk ist jedoch die Hallgrímskirkja, ein spätexpressionistisches Gotteshaus und ein Wahrzeichen der isländischen Hauptstadt, dessen Turm raketenförmig in den Himmel schießt. All diese Etappen der isländischen Baugeschichte stellt die Frankfurter Ausstellung anschaulich dar. Kurator Peter Cachola Schmal hat das Land bereist und viele Interviews geführt, während Fotograf Gudmundur Ingólfsson zahlreiche Gebäude und die

umgebende Landschaft kunstvoll in Szene setzte.

Der letzte große Themenschwerpunkt der Schau beschäftigt sich mit unserer Gegenwart. Dabei muss es natürlich um den Bankencrash von 2008 gehen, der das Leben in Island völlig veränderte. Vor dem Kollaps erlebte die nordische Nation einen sagenhaften Aufschwung, der aber auf tönernen Füßen stand. Die Finanzhäuser boten unglaubliche Zin-

sätze umgebenen Landschaft kunstvoll in Szene setzte.

Der letzte große Themenschwerpunkt der Schau beschäftigt sich mit unserer Gegenwart. Dabei muss es natürlich um den Bankencrash von 2008 gehen, der das Leben in Island völlig veränderte. Vor dem Kollaps erlebte die nordische Nation einen sagenhaften Aufschwung, der aber auf tönernen Füßen stand. Die Finanzhäuser boten unglaubliche Zin-

sätze und lockten somit das frei flottierende Kapital an. Das wirkte sich auch auf den Immobilienmarkt aus. Die Folge: ein wahrer Bau-Boom.

Ein Symbol für diese Periode ist das futuristische Opern- und Konzerthaus Harpa (dt. Harfe) in Reykjavík. Der 2007 begonnene Bau ist ein Werk des dänischen Architektenbüros Henning Larsen in Kooperation mit dem isländischen Büro Batterfild. Die wabenartig strukturierte Fassade aus Spezialglas gestaltete der Künstler Ólafur Elíasson.

Bei den Planungen für das gigantische Kultur- und Konferenzzentrum setzte man auf das Beste vom Besten. Es galt, in der Weltliga mitzuspielen. Nach den Kosten fragte niemand.

Doch dann kam der Zusammenbruch: Die private Investorengruppe war pleite, die verschuldeten Banken wurden verstaatlicht. Der Rohbau ging in den öffentlichen Besitz über und konnte nur mit viel Mühe fertiggestellt werden. Die Eröffnung des Komplexes fand erst im August 2011 statt.

Nun, nach dem Fiasko, sucht Island eine neue Bescheidenheit – auch und gerade in der Architektur. Doch just in dieser Lage entfaltet sich eine unglaubliche Kreativität. Etwa in Gestalt des interdisziplinären Teams vatnavinir (dt. Freunde des Wassers). Hier entwickelt man kleine Lösungen für große Probleme. Beispielsweise eine Flussquerung in Heydalur: Statt eine Brücke zu bauen, wurden an dieser Stelle einfach neun Trittsteine im Wasser platziert.

Dieses naturnahe Projekt weist letztlich den Weg: Island punktet gegenwärtig vor allem durch ökologische Baukonzepte und kehrt damit quasi zu seinen Wurzeln zurück: zu den erdbebunabhängigen Torfhäusern der Wikinger.

## DIE AUSSTELLUNG

„Island und Architektur“; bis 13. November im Deutschen Architekturmuseum Frankfurt; [www.dam-online.de](http://www.dam-online.de).

## Was nichts kostet, ist nichts wert?

Der Kultur-Euro im Semesterbeitrag macht's möglich: Das Mainzer Staatstheater verschenkt seine Eintrittskarten an Studenten

VON FRANK POMMER

Mit Gratisaktionen ist das ja so eine Sache. In allen Lebensbereichen, und in der Kultur zumal. Zwar gilt immer irgendwo auch die Volksweisheit vom geschenkten Pferd, dem der Beschenkte besser erst gar nicht auf die Kiefernreihen blicken sollte. Aber eine Restskepsis bleibt: Ist das, was verschenkt wird, vielleicht gar nichts wert? Das zumindest kann widerlegt werden. Die Mainzer Studenten, die künftig ab drei Tagen vor einer Vorstellung an Freikarten für das Mainzer Staatstheater kommen können, bekommen Qualität geboten. Umsonst. Gra-

tis also. Weil sich Theater und Allgemeiner Studierendenausschuss (ASTa) darauf verständigt haben, dass künftig im Semester ein Theater-Euro pro eingeschriebenem Student erhoben wird. Das macht bei 34.000 Studenten und zwei Semestern pro Jahr 68.000 Euro für das Theater. Egal, wie viele Studenten das Angebot wie oft nutzen.

Bereits bisher waren die Studenten ja schon privilegiert, wenn sie Theaterkarten erwarben. Sie zahlten 50 Prozent weniger als andere Theatergänger. Durchschnittlich acht Euro hat das Theater pro verkaufter Studentenkarte eingenommen. Will

man im Staatstheater nicht draufzahlen, dann können es also bisher nicht mehr als 8500 Studenten gewesen sein, die pro Jahr vorbeigeschaut haben. Viel ist das ja nicht, auch angesichts von 186.000 Besuchern, die laut jüngster Statistik des Deutschen Bühnenvereins in der Saison 2009/2010 den Weg ins Mainzer Theater gefunden haben.

Dieselbe Aktion läuft übrigens auch am Saarländischen Staatstheater in Saarbrücken. Sollte dies ein Versuch der Theater sein, mehr junges Publikum ins Theater zu locken, dann setzen sie vielleicht den falschen Hebel an. Eine programmi-

sche Offensive wäre da unter Umständen eher angebracht gewesen. Es ist betriebswirtschaftlich ja auch nicht unbedingt nachzuvollziehen, warum man ein Produkt, das von einer bestimmten Zielgruppe nicht gekauft wird, einfach an diese verschenken sollte. Darüber hinaus muss es aus Sicht des Theaters doch zumindest fraglich bleiben, ob Publikum, das man mit Gratisangeboten ins Haus lockte, tatsächlich später wiederkommt, wenn die Studententeilnehmer Freikarten abgelaufen ist. Und inwiefern künftig die Auslastungszahlen der Theater in Mainz und Saarbrücken noch aussagekräftig sind, muss-

te man sich auch noch überlegen. Blicke noch die Frage der sozialen Gerechtigkeit. Schließlich ist nicht wirklich einzusehen, warum nur Studenten das Privileg des freien Theaterbesuches genießen sollten.

Kultur ist jedenfalls ein zu hohes Gut, um einfach so verschenkt zu werden. Dank öffentlicher Gelder sind wir in der Lage, dieses Gut zu einem Preis anzubieten, der – mit Studentenermäßigung zumal – erschwinglich ist. Diese finanzielle Hürde sollte man jungen Menschen nicht ersparen, sonst läuft man Gefahr, aus dem wertvollen Gut eine Ramschware zu machen.

## Klangsturm im Farbraum

Nils Petter Molvær, Shauli Einav, The Bad Plus, Hypnotic Brass Ensemble und andere beim Festival „Enjoy Jazz“

VON DIETRICH WAPPLER

**Der „Enjoy Jazz“-Express hat Fahrt aufgenommen. Seit Anfang Oktober kann man im Festivalverbund der Städte Mannheim, Ludwigshafen und Heidelberg Abend für Abend mindestens ein Konzert erleben. Saxophonstar Wayne Shorter war schon hier und der norwegische Klangzauberer Nils Petter Molvær, das britische Trio The Bad Plus versöhnte melodischen Jazz mit ruppigem New Wave, und ein Israeli aus New York zeigte, wie man mit der Tradition im Blick ganz gegenwärtig bleibt. Ein Zwischenbericht vom Festivalgeschehen.**

Mit einem Laptop lassen sich Klangberge versetzen. Es beginnt mit einem tastenden Rauschen und Flirren, Sirenentöne verdampfen ins Nichts, im Bass ein gefährliches Rumpeln. Irgendwann wird aus dem anschwellenden Instrumentalgesang ein archaisches Klanggewitter, Stahlplatten bersten, Meteoriten stürzen, urzeitliche Tiere brüllen. Dann gebiert der akustische Urknall einen knallharten Rockbeat, darüber Trompetenschreie, Gitarrenriffs wie Felswände. Es gibt kurze Verschnaufpausen, aber immer bleibt alles umhüllt von einem tosenden Klangsturm.

Kann man noch Jazz nennen, was der norwegische Trompeter und Soundkonstrukteur Nils Petter Molvær als akustisch-optisches Gesamtkunstwerk auf die Bühne stellt? Dort sieht man nicht bloß diesen Musiker, der in aller Seelenruhe mit Trompete und Laptop hantiert, sowie seine bei-

den Kollegen an Schlagzeug und Gitarre, Erlend Dahlen und Stian Westerhus. Das akustische Erlebnis ist optisch erweitert durch eine Komposition aus grafischen Mustern, Farbräumen und verfremdeten Livebildern der Musiker. Und mitten drin glüht ein angeblissener Apfel, das Logo des Computerherstellers, ohne dessen Gerätschaften und Programme das alles nicht möglich wäre.

Pink Floyd und King Crimson ist Molvérs Musik, die er im ersten von drei Deutschland-Konzerten in der Mannheimer Alten Feuerwache vorstellte, sicher näher als dem Jazzrock eines Miles Davis, aber es ist trotz aller Samples und Filter eine weitgehend improvisierte Musik. Das ist auch ein verbindendes Element bei diesem Festival, das ganz unterschiedliche Musiker und Musikstile zusammenführt, sich dabei vom Kerngebiet des Jazz weit hinaus wagt ins Umland von Art Rock, Hip-Hop, Soul, Folk und Neuer Musik.

Partyaffine Rapper sind die fröhlich schwitzenden Jungs der Hypnotic Brass Band, auch wenn sie wie eine Marching Band aus dem guten alten New Orleans auftreten. Die acht Blechbläser sind allesamt Söhne des Jazztrompeters Phil Cohran, der in den 50er Jahren zum Sun Ra Orchestra gehörte, einer ebenfalls zu allerlei Spaß aufgelegten Free-Jazz-Großformation. Vom Jazz haben sich die Jungen nur noch die Instrumente und ein paar messerscharfe Riffs geborgt, ansonsten wird im Höllentempo über Rap-Rhythmen getetzt und immer öfter Blech gegen Mikro getauscht und frech gereimt. Nur Ty-



**Rauschen, flirren, rumpeln: Trompeter Nils Petter Molvær beim „Enjoy Jazz“-Auftritt.**

cho Cohran bläst stoisch das vermutlich lauteste Sousaphone der Welt.

Wer Party feiern wollte, war hier richtig. Wer es nicht bloß lautstark-leidenschaftlich, sondern auch virtuoser und vielschichtiger mag, der war am Vorabend besser aufgehoben, als ebenfalls in der Alten Feuerwache The Bad Plus auftrat. Seit zehn Jahren gibt es das britische Trio, das anfangs am liebsten jazzig

aufgemotzte Popsongs präsentierte. Inzwischen hat man genügend eigene Werke aufzuweisen, die weiterhin eingängig schräge Melodien dem Belastungstest knüppelharter Rockbeats aussetzen. Das ist so kreativ und ironiedurchsetzt wie die Titel der Stücke.

Wie Free Jazz heute klingt, erfuh man beim Tamarindo Trio. Hier säuselt, röhrt und quietscht sich der amerikanische Tenorsaxophonist Tony Malaby durch einen pausenlosen, gut einstündigen Set, immer in engstem Kontakt mit William Parker am Kontrabass und Nasheet Waits am Schlagzeug. Die Sache ist intensiv, schmerzhaft, manchmal poetisch schön. Freier Jazz ist hier kein politischer Aufschrei mehr, sondern eine ästhetische Option.

Die klassische Moderne im Jazz vertrat Wayne Shorter, der im Ludwigshafener Pfalzbau mit seinem Quartett ein gewohnt virtuoses Konzert ablieferte. Der amerikanische Saxophonist gehört wohl auch zu den musikalischen Vorbildern des Israeli Shauli Einav, der seit einigen Jahren in New York lebt und dort den Jazz der 50er und 60er Jahre ausgiebig studiert hat. Einavs eleganter, schlanker Ton auf dem Tenorsaxophon lässt an Dexter Gordon denken, auf dem Sopransaxophon lodert das Feuer John Coltranes.

Bei aller Traditionsliebe nimmt der 29-Jährige aber doch eine ganz heutige Position ein, spielt mit seinem Quartett keine Standards, sondern eigene Stücke, sehr selbstbewusst, abgeklärt und technisch souverän. In dem Pianisten Shai Maestro



**Es säuselt, röhrt, quietscht: Tenorsaxophonist Tony Malaby in Mannheim.**

FOTOS: CHRISTIAN GAIER

hat er zudem einen grandiosen Mitspieler, einen verträumten Romantiker, in dessen Innerem ein Vulkan brodelt. Ein überaus höflicher Mensch ist Einav außerdem, bedankte sich artig für die gewährte Gastfreundschaft und zeigte sich sogar von Ludwigshafen begeistert. Die skeptischen Lacher im Publikum konnte er überhaupt nicht verstehen. Er fand's einfach schön hier.

## 50 ZEILEN POP

**Aztekische Malz Milch mit Coldplay?**

Sich über Coldplay lustig zu machen, ist ziemlich einfach. Die Band reißt mitunter selbst schon Witze darüber, dass sie als uncool und langweilig gilt. Der südwestdeutsche Radiosender, der die Band gerade für ein Radiokonzert buchte, schien prompt etwas Mühe zu haben, sie auch den Hörern seiner Jugendwelle schmackhaft zu machen. Um sich etwas geheimnisvoller zu geben, haben Coldplay nun ihr neues, heute erscheinendes Album „Mylo Xyloto“ genannt. Ein Nonsensstiel, geben sie zu. Irgendwie nach aztekischen Göttern klingt das sowie nach der australischen Ovomaltine-Variante Milo. Für seltsame Namen ist Sänger Chris Martin ja durchaus bekannt, heißt seine Tochter doch Apple. Wohl nach dem Obst, nicht nach Steve Jobs' Imperium. Eventuell war der Name aber die Idee von Mutter Gwyneth Paltrow, die gerade mit ihrem „Kochbuch für Freunde“ in gestärkter Schürze gesunde Kost propagiert – und Häme einstecken musste.

Setzt sich ihr Mann doch für mehrere Ziele ein. Gegen Krieg und Hunger beispielsweise. Zu den aktuellen Anti-Banken-Protesten vor seiner Haustür – in London campieren Demonstranten vor der St. Paul's Kathedrale – hat sich Martin jedoch noch nicht geäußert, schließlich muss er Werbung fürs neue Album machen, das wir ausführlich auf unserer aktuellen Seite Rock & Pop besprechen. Die Fans aber sollen basteln: Selbstgemachte Schmetterlinge werden fürs nächste Video gesucht. Hat der aktuelle Promo-Film zur Single „Paradise“ die Late in punkto Niedlichkeit doch bereits sehr hoch gelegt: Ein „Elefant“ – ein Schauspieler im Ganzkörperkostüm – bricht darin aus dem Londoner Zoo aus. Sehr putzig. Und „Paradise“ ist ein veritabler Hit. Wenn das Album hält, was der Song verspricht, muss sich die Band keinerlei Sorgen um ihr Image machen. *Susanne Schütz*

## Kulturstiftung: Geld für 16 Projekte

Die Stiftung „Rheinland-Pfalz für Kultur“ fördert 16 Projekte mit 546.000 Euro. Dies teilte gestern das Kulturministerium mit. Unter ihnen ist auch eine Bloch-Ausstellung in Ludwigshafen. Im Frühjahr hatte die Stiftung bereits über die Förderung von 22 rheinland-pfälzischen Projekten mit 400.000 Euro entschieden. Die Stiftung wurde 1991 durch das Land gegründet und verfügt über ein Vermögen von 94 Millionen Euro. (rhp)